

Zum Reformationsfest 1934

Das Wort und die Kirche

Man versteht heute nicht selten, die Reformation Luthers unter einen neuen Gesichtspunkt zu stellen und sie vor allem als deutsche Tat zu begreifen. Daran mag manches richtige sein, aber den Kern der Reformation trifft es nicht. Die Reformation war nicht in erster Linie Werk der weltlichen Seele oder eines „deutschen Propheten“, sondern sie war das Werk der Bibel. Luther wollte nicht eigene Gedanken verkünden, einer eigenen Frömmigkeit zum Sieg verhelfen. Sondern er wollte die Bibel sprechen lassen. Er war nichts als der Diener am Wort Gottes. Und dies war seine Größe, daß er selbst gar nichts sein wollte, sondern sich nur als Werkzeug des Wortes fühlte. Und also richtete er über der Kirche die verpflichtende Majestät des Evangeliums auf.

Kein Wunder, wenn die Verdeutschung der Heiligen Schrift sein Lebenswerk wurde. Viele Jahre lang hat er in mühseliger Kleinarbeit Stück für Stück übersetzt, und als 1534 die ganze Uebersetzung vorlag, gab er sich damit noch nicht zufrieden, sondern arbeitete bis an sein Lebensende immer wieder an ihrer Prüfung und Verbesserung. Man kann die Reformation als einen uralten gewaltigen Einbruch des Gottesworts in die Kirche begreifen. So betrachtet, war die Reformation nicht nur ein einmaliges, vor 400 Jahren geschehenes Ereignis, sondern ein Glied in der langen Kette von Einbrüchen des Wortes in die Menschenwelt. Ueberblickt man die Geschichte der Kirche, dann kann man ein eigenartiges Verhältnis zwischen Kirche und Wort feststellen. Nicht immer ist die Kirche die Verkünderin des Wortes. Es gibt auch Zeiten, da sie seine Gegnerin ist. Immer wieder versuchen die Menschen sich diesem Wort zu entziehen, das so fremdartig, so gefährlich und fordernd in ihre Welt hineingreift. Immer wieder unternehmen sie es, zwischen sich und dem Wort bide Mauern aufzuschieben; sei es, daß sie das Wort mit frommen Zeremonien überdecken; oder daß sie es durch „Anpassung“ an den Zeitgeschmack oder durch willkürliche Auslegung ungeschicklich machen; oder daß sie es mit menschlicher Weisheit vermischen und ihm die Gedanken der eigenen Vernunft gleichstellen. Und so kann es geschehen, daß ganze Generationen, ja ganze Kirchen vom Wort abfallen.

Aber dann geschieht es im Leben der Kirche auch immer wieder, daß sich das Wort dagegen erhebt und die Fesseln abwirft, mit denen es die Menschen gebunden haben. Da erweckt sich Gott Männer als Werkzeuge des Wortes, die es mit seinem ganzen radikalen Anspruch wieder mitten in die Kirche hineinstellen. Wir sehen es an der Reformation, wie da das Wort einer ganzen Welt zum Schicksal wurde, wie von der Bibel ein Erdbeben ausging, daß die Völker Europas ins Wanken gerieten, alte Werte zerbrachen und neue Zeiten am glühenden Horizont aufstiegen. Luther schuf die „Kirche des Wortes“. Er gab ihr als Vermächtnis die Einsicht: Kirche ist nicht eine menschliche Einrichtung. Kirche lebt nicht aus sich selbst. Kirche hat keine weltliche Botchaft. Kirche treibt keine menschliche Weisheit. Sondern Kirche ist ganz und gar aus dem Wort. Mit ihm steht und fällt sie. All ihr Leben empfängt sie von ihm. Ihre einzige Aufgabe ist der Gehorsam. Fällt sie vom Wort, so ist sie nicht mehr Kirche, sondern höchstens noch eine Einrichtung zur Befriedigung der religiösen Bedürfnisse des Menschen. Erneuerung der Kirche kommt nur aus dem Wort, nicht aus menschlichen Bewegungen und Erkenntnissen. Leben und Sterben der Kirche hängt daran, daß sie das Wort, und das Wort allein, ganz ernst nimmt. Und immer sind die Zeiten gesegnet, da die Kirche solchen Ernst macht mit dem Wort.

Man redet heute viel von einer neuen Reformation, die über unsere Kirche kommen muß. Man schaut fehrfüchtig nach dem Propheten aus, der diese Reformation durchführt. Wir alle spüren es, daß Gott etwas vor hat mit der Kirche. Das religiöse Leben unseres Volkes ist wieder in Bewegung geraten. Der Ausbruch ist da. Wir wissen nicht, ob uns Gott einen neuen Luther schenken wird. Die Zukunft der Kirche hängt auch nicht davon ab, ob ihr ein religiöses Genie geboren wird, sondern davon, ob sie gehorsam ist. Denn der Kirche Schicksal liegt nicht in menschlichen Bewegungen, sondern im Gehorsam gegen das Wort. So ist das Reformationsfest ein ausgestreckter Finger, der auf das Wort weist. Und es wird uns in diesem Jahr zum heißen Gebet, daß Gott dieses Wort wieder in seiner ganzen Lebendigkeit und Majestät in unsere Kirche einbrechen lasse.

R. S u t t e n.

Vom Buch der Bücher

Gottes Wort im Urteil der Zeiten

Sven Hedin: „Ohne die lebendige und gewisse Zuversicht zum Herrn und zu seiner allmächtigen Bewahrung wäre es unmöglich gewesen, zwölf Jahre lang in den unzugänglichen Gebieten von Asien auszuhalten. Auf meinen sämtlichen Reisen ist die Bibel stets mein Begleiter und meine beste Lektüre gewesen.“

August Strindberg: „Ich bin fertig mit dem Leben. Die Bilanz ist gezogen. Die Bibel ist das einzig Richtige.“

Kobert Boyle, engl. Chemiker: „Neben die Bibel gehalten, sind alle menschlichen Bücher, auch die besten, doch nur wie Planeten, die all ihr Licht und ihren Glanz von der Sonne empfangen.“

Waldwin, engl. Minister: „Die Bibel ist ein Sprengmittel, das in wunderbarer Weise arbeitet.“

J. G. Herder: „Ich lag auch einmal an der Krankheit darnieder, daß mir Gottes Wort vorkam wie eine ausgedrückte Zitrone. Gottlob, es ist mir jetzt wieder eine Frucht, die auf dem Lebensbaume blüht. Lesen Sie nur die Bibel nicht vermischt, sondern in einzelnen Büchern. Wählen Sie dazu die heitersten Stunden des Tages, etwa die Morgenstunden, und dringen Sie tief in den Geist des Verfassers. Gehen Sie in den historischen Schriften zurück in die Kindheit der Welt, von der Sie erzählen, in die Armut und Dürftigkeit ihrer Verfasser. In dieser armen Hütte wohnt Gott, zu dieser Kindheit redet ihr Vater. Suchen Sie nicht in diesen Büchern Kunst, Schminke, erbetelte Schönheit, sondern Wahrheit, Empfindung, Einfachheit. Ein Gequälter spricht und leuchtet noch immer, wie Hieb leuchtete, wenn auch nicht in demselben Fortgang von Bildern und hoher Sprache.“

K a n t: „Die Bibel ist das Buch, dessen Inhalt selbst von keinem göttlichen Ursprung zeugt. Sie entdeckt uns die Größe unserer Verführung und die Tiefe unseres Falles in der Größe der Rettungsanstalt und Ausführung derselben. Die Bibel ist mein edelster Schatz, ohne welchen ich elend werde.“

Bibelübersetzungen nach Luther

Luthers Bibelübersetzung ist in Deutschland und in dem deutschen Sprachgebiet nicht die einzige geblieben. Noch zu Luthers Zeit entstand in der Schweiz um 1530 die Züricher Bibelübersetzung, die im Grunde nur ein mundartlich überarbeiteter Ausdruck der lutherischen Uebersetzung ist. Teile dieser Uebersetzung sind auf Zwingli zurückzuführen, so die Vorrede, die Zusammenfassung und die Erklärungen. Katholischerseits erschienen die Uebersetzungen von Emsler (1527), die Luther öffentlich als Plagiat brandmarkte, von Dietersberger (1534), von Eck (1537) und in Niederdeutsch von Bandart (1547). Von späteren katholischen Bibelübersetzungen wurde am bekanntesten die vom Heiligen Stuhl approbierte von Albi. 1602 bis 1604 erschien die reformierte Bibelübersetzung von Johannes Piscator, die in ihrer Methode ganz anderen Geist zeigte als die Bibelübersetzung Luthers. Sie ist geboren aus einer Geisteshaltung, welche die Bibel veräußerlichte. Leider hat sie bis zur Gegenwart Nachfolger gefunden und ist sogar teilweise offizielle Kirchenbibel gewesen. Im 18. Jahrhundert herrschte bei den Uebersetzern das Bestreben vor, ihr eigenes Denken und Empfinden im Bibeltext auszudrücken. Selbst der Begründer der Herrnhuter Brüdergemeine, Graf Nikolaus von Zinzendorf, hat sich in seiner Uebersetzung des Neuen Testaments nicht davon freigehalten. Der spätere Pietismus brachte die Uebersetzung des Neuen Testaments durch Staller, die eine glückliche Veremigung der pietistischen Haltung mit dem Geiste der lutherischen Bibelübersetzung darstellt. Von den wissenschaftlichen Uebersetzungen sind die bekanntesten die von Bengel (1735), von De Wette (1809), von Weizsäcker (1875) und von Kauffch (1900).

Ein Buch mit 50 Millionen Auflage

Bis zu Luthers Tode sind insgesamt rund eine halbe Million Bibeln und Bibelteile verbreitet worden. Bis zum Dreißigjährigen Kriege dürften nach vorsichtiger Schätzung bereits eine Million Lutherbibeln ins deutsche Volk ausgegangen sein. Die Gründung der Bibelgesellschaften veränderte das statistische Bild sehr bald wie nachstehend dargestellt:

Bibelverbreitung bis Ende des 17. Jahrhunderts	1,5 Millionen
Bibelverbreitung während des 18. Jahrhunderts	1 Million
durch private Verleger	3 Millionen
Bibelverbreitung durch die Cansteinische Anstalt	5,5 Millionen
Bibelverbreitung bis Ende des 18. Jahrhunderts	30 Millionen
Bibelverbreitung bis Ende des 19. Jahrhunderts	50 Millionen

Diese Zahlen sprechen eine deutliche Sprache und bezeugen die Größe der Arbeit, die von den Bibelgesellschaften geleistet worden ist. Die letzten 30 Jahre, seit der Jahrhundertwende, besonders das letzte Jahrzehnt brachten eine ungeheure Steigerung der Bibelverbreitung. Schätzungsweise wird man die Gesamtzahl aller seit der Reformation bis zur Gegenwart in Deutschland verbreiteten Lutherbibeln und Luther-Bibelteile mit 50 Millionen berechnen können. Davon entfallen auf die letzten drei Jahrzehnte allein 20 Millionen Exemplare. In der Gegenwart werden jährlich rund 1 Million Bibeln ins deutsche Volk ausgefandt.

Das Werk der deutschen Bibelgesellschaften

Erst durch die Bibelgesellschaften erfuhr, im Vereine mit der Entwicklung der Technik, die Bibelverbreitung eine ungeahnte Steigerung. Den Anfang einer großartigen Bibelverbreitungsorganisation hatte die Cansteinische Bibelanstalt zu Beginn des 18. Jahrhunderts gemacht, wobei sie das Bestreben leitete, die Bibel unter Ausschaltung des Drucker- und Verlegergewinns durch ein gemeinnütziges, also nicht auf Gewinn gerichtetes Unternehmen herzustellen und zum Selbstkostenpreis zu verbreiten. Diese Organisationsform für das Werk der Bibelverbreitung, wie sie erstmalig von der Cansteinischen Bibelanstalt durchgeführt wurde, hat sich bis heute erhalten und bewährt. Im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts sind dann alle die kleineren und größeren Bibelgesellschaften ins Leben gerufen worden, die heute noch zusammen mit der Cansteinischen Bibelanstalt ihren Dienst tun. In London wurde am 7. März 1804 die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft gegründet. In ihrer Verwaltung bestand sich als Sekretär der Württemberger Dr. Karl Friedrich Steinkopf, dem die Württ. Bibelanstalt ihr Entstehen verdankt. Auf ihn gehen auch zahlreiche Gründungen von deutschen Landesbibelgesellschaften zurück. Die Württ. Bibelanstalt zu Stuttgart wurde am 11. September 1812 begründet. Von da an entstanden in Deutschland in ununterbrochener Folge bis zum Jahre 1853 Bibelgesellschaften in den verschiedensten Gegenden des Reiches. Alle diese Bibelgesellschaften hatten das eine große Ziel im Auge: die Bibel so reichlich und auch so billig als möglich unter das Volk zu bringen. Bis zum Jahre 1850 waren bereits 4 Millionen Bibeln durch die Bibelgesellschaften verbreitet. Daß es zu dieser Blüte kam, ist im wesentlichen der Erfindung der Schnellpresse durch den Buchdrucker und Maschinenbauer Friedrich Koenig zu verdanken. Mit Hilfe der Schnellpressen konnten große Auflagen rasch und schön und billiger als vorher gedruckt werden. Hinzu kam, daß das Buchbindergewerbe dazu überging, die bis dahin ausschließliche Handarbeit durch rationelle Maschinenarbeit zu ersetzen. Lange Zeit hindurch standen die deutschen Bibelgesellschaften in enger Verbindung mit der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft, später jedoch lösten sie sich mehr und mehr von derselben, was die Folge hatte, daß die einzelnen deutschen Bibelgesellschaften sich enger an ihre Landeskirchen anlehnten, die ihrerseits dem Werk der Bibelverbreitung weitgehende Unterstützung zu teil werden ließen. 1918 wurde ein „Anschluß der deutschen Bibelgesellschaften“ gebildet, der in alljährlichen Tagungen die Belange der Bibelgesellschaften behandelt. Ein reiches Tätigkeitsfeld fanden die Bibelgesellschaften während der Kriegsjahre 1864, 1868, 1870/71 und 1914—1918. Bibelverbreitende Gesellschaften sind heute noch die Privilegierte Württ. Bibelanstalt, die Preuss. Haupt-Bibelgesellschaft, die Sächsische Haupt-Bibelgesellschaft, die Cansteinische Bibelanstalt und die Bremer Bibelgesellschaft. Eine durch die Bibelgesellschaften hergestellte, schon ausgeschaltete Vollbibel kann man heute bereits für 1 RM. erhalten. Ein schön gebundenes Neues Testament mit den Psalmen kostet nur 25 Pfa.

Wochenrundschau

Den 1. November 1934

Der „Tag des deutschen Handwerks“ in Braunschweig bot Gelegenheit, sich auf das ehrliche mühsam erlernte Handwerk zu befragen. Die Qualitätsarbeit, die der deutschen Wirtschaft schon vor dem Weltkrieg zur Weltgeltung verholfen hat, ist heute der einzige Weg, um den deutschen Erzeugnissen im Auslande Absatzgebiete zu sichern. Darum ist in Braunschweig immer wieder mit Recht betont worden, daß das handwerkliche Können die Grundlage für sachkundige Leistungsarbeit darstellt. Der etwas höhere Preis, der entsprechend der aufgewendeten Arbeit in der handwerklichen Ware gegenüber der fabrikmäßig hergestellten steht, wird durch Dauerhaftigkeit, bessere Verarbeitung und Aussehen wettgemacht. Bevorzugung der handwerklichen Arbeit ist deshalb auch ein Stück „Sparen“, welches letzteres uns am nationalen Spartag dieser Woche in seiner ganzen Bedeutung ins Gedächtnis gerufen wurde. Nur durch Arbeit und Sparen können wir wieder hochkommen.

In diesem Sinn hat der stellvertretende Wirtschaftsminister Reichsbankpräsident Dr. Schaacht nicht nur in Braunschweig sondern auch der thüringischen Industrie in Weimar bedeutsame Ausführungen gemacht. Dabei ist er auch auf die Rohstofffrage zu sprechen gekommen und hat festgestellt, obwohl er die Schwierigkeiten in aller Offenheit anerkannte, daß kein Grund zum Verzweifeln und zur Sorge vorhanden ist. Es gibt bei uns viele Rohstoff-Pessimisten und auf der andern Seite Optimisten, die die Welt und ihre Wirtschaft in der Westentasche tragen. Diese letzteren behaupten, selbstbewußt: wir werden unsere Rohstoffe alle selbst machen. Wolle, Baumwolle, Del, Erze und anderes machen ihnen kein Kopfschmerzen. Sie haben zwar selbst nichts erfunden, aber sie haben unbegrenzte Hochachtung vor dem Können der deutschen Erfinder und wähen auf sie in beneidenswertem Optimismus das ganze Rohstoffproblem ab. Im Hintergrunde steht dabei meist der Gedanke vollkommener Autarkie (Selbstversorgung), um nichts vom Auslande kaufen zu müssen und abhängig zu sein.

Dr. Schaacht hat auf diese Rohstofffragen in Weimar eine deutliche Antwort erteilt. Er gibt denen bis zu einem gewissen Grade recht, die an die Möglichkeit der Unabhängigkeit der deutschen Rohstoffversorgung vom Auslande glauben, denn wir sind in der Beschaffung von Erzeugnissen für gewisse Auslandsrohstoffe schon weit gekommen. Dr. Schaacht führt als Beispiel den synthetischen Kautschuk an, dessen Herstellung jetzt völlig gelungen ist. Kautschuk ist für unsere Technik unentbehrlich und wir mühten für dessen Einfuhr jährlich 50 Millionen Mark ausgeben. Auch auf dem Textilgebiet ist die Herstellung einer verwendungsfähigen Stapelfaser so weit gediehen, daß eine starke Entlastung des Einfuhrbedarfs zu erwarten ist. Auf der kraftschreibtechnischen Tagung in Berlin machte Prof. Dr. Druwe die Mitteilung, daß Deutschland im Verbrauch flüssiger Treibstoffe in absehbarer Zeit unabhängig gemacht werden kann. Die Erweiterung der Benzingerinnung in Leuna und der Bau weiterer Anlagen (Benzin- und Benzolgewinnung aus deutschem Erdöl) können die deutsche Treibstoffversorgung auf 1,25 Millionen Tonnen erhöhen. Der Gesamtverbrauch betrug im Jahre 1933 1,9 Millionen Tonnen. Dr. Schaacht hat aber auf der andern Seite den Gedanken der Autarkie als wirtschaftliche Zielsetzung abgelehnt und dem Auslande zugerufen, daß Deutschland Handel mit der Umwelt will, freilich sei er nur möglich auf der Basis der Gegenseitigkeit. Was wir erleben, ist kein Uebergang zur Selbstversorgung in Rohstoffen, sondern ein technischer und wirtschaftlicher Umstellungsprozeß, der überlieferte Möglichkeiten durch neue, von schöpferischem Geist erfundene Wege erschließt. Teilweise hat man im Auslande, wo man die Rohstoffe nicht los wird, begriffen, daß ein Zusammenhang zwischen der Rohstofflieferung nach Deutschland und deutschem Export besteht. Mit aller Deutlichkeit unterstrich Dr. Schaacht, daß man seine Schulden nur bezahlen kann, wenn man Geld verdient. Deutschland will bezahlen, aber die Politik der auswärtigen Regierungen verhindert durch die Zoll- und Einfuhrschränken den Güteraustausch, darum ist es Aufgabe der Wirtschaft und der deutschen Schuldner, dafür zu sorgen, daß diese Schranken fallen.

Leider hat es noch nicht den Anschein, daß in der Welt draußen die vernünftige Einsicht von den Zusammenhängen der Weltwirtschaft und den Völkerverhältnissen im Wachen ist. Die französische Politik beschäftigt Militärs mit den Namen an der Grenze des Saarlandes. Die von Adolf Hitler dargelegte Hand zur deutsch-französischen Verständigung greift noch immer ins Leere. Frankreich und mit ihm die Emigranten im Saarland bieten alles auf, um die Saarabstimmung am 13. Januar 1935 in eine Richtung zu treiben, welche die Geheißte Frankreichs gegen Deutschland betreibt. Der Treuhänder an der Saar, Herr Knox, ist dazu ein willfähriges Werkzeug. Auf Abruf durch Herrn Knox stellt Frankreich Truppen an der Saargrenze bereit unter dem Vorwand, daß nach der Volksabstimmung mit der Möglichkeit eines deutschen Einfalls in das Saargebiet gerechnet werden müsse. Auch die Engländer sind über die französischen Pläne unterrichtet worden und man sucht sich in London eine juristische Konstruktion zurecht zu legen, wobei man freilich sehr greift. Als die Franzosen im Rheinland saßen, hielten die Franzosen es für nötig, zum Schutze ihrer Etappenlinie der Saarregierung ein Recht zur Heranziehung fremder Truppen zu verschaffen. Gottseidank ist das Saarland frei, und an der Saar gibt es keine französische Etappe. Im übrigen dürfte die ruhige und entschlossene Haltung des deutschen Saarlochs keinen genügenden Vorwand für die französischen Pläne geben. Ein Recht für französische Truppen auf saarweiches Gebiet gibt es über-



haupt nicht. Ein Zurückfall in die Methoden Poincarés würde den Frieden Europas fördern.

Dieser Friede steht freilich auf wenig starken Füßen. Jahrelang hat man von Genf aus das Spiel mit der Abrüstung den betörten Völkern vorgemacht. Nun hat sich offen die Wende vollzogen. Aufzurüstung heißt die Lösung! Der französische Marschall Petain fordert einen neuen Rüstungskredit von 800 Millionen Franken, die Zahl der Berufssoldaten wurde in Frankreich um 30 000 erhöht, drei weitere nordafrikanische Schützenregimenter wurden nach Frankreich verlegt, die Steigerung des technischen Kriegsmaterials und der Kriegsvorräte wird immer weiter getrieben. Auch Macdonald hat nach seiner Rückkehr aus dem großen Erholungsurlaub der Aufrüstung die Hand geboten und in seiner ersten Rede darauf Bezug genommen. Aber neben Frankreich und England rüsten auch Belgien, wobei es zu einem Meinungsstreit über den neuen Befestigungsgürtel kam. König Leopold hat vor den Frontkämpfern angedeutet, daß er den Plan seines Vaters, ein lückenloses Verteidigungssystem längs der ganzen Ostgrenze zu schaffen, weiter treiben werde. Zu den Aufrüstungsstaaten gehören auch die Tschechoslowakei, Sowjetrußland, Japan und einige kleinere Staaten. Nach Mussolinis Äußerungen ist die Abrüstungskonferenz tot, wenn auch ihr Scheitern noch nicht vollzogen ist.

In London finden zwischen den Seemächten Besprechungen über die Flottenausrüstung statt. In Washington war seinerzeit zwischen England, Amerika und Japan ein Stärkeverhältnis der Kriegsflootten von 5:5:3 vereinbart worden. Nun soll im kommenden Jahr eine Flottenabrüstungskonferenz stattfinden, die aber jetzt schon den Stempel der Aufrüstung trägt. Japan will sich mit diesem Verhältnis nicht mehr begnügen, zumal die Technik der Seerüstung weitere Fortschritte gemacht hat und die Anschauungen über Offensiv- und Defensiv-Waffen sich gewandelt haben. Das Ringen um den Stillen Ozean wird zunächst mit Worten und Auseinandersetzungen eingeleitet. Der Gegenjah Japan — Amerika ist gegeben. Für England könnte er die Gelegenheit sein, die verlorene Weltstellung zurückzugewinnen. Das sind die großen Linien, die durch den Kampf um Flottenstärke, Bewaffnung usw. zunächst verdeckt erscheinen. Ob die Vorbesprechungen hierüber in London zu einem Ergebnis kommen, erscheint sehr fraglich. Für Deutschland jedenfalls verdienen sie aufmerksamste Beobachtung, zumal am Ringen der Weltmächte auch das Schicksal Mitteleuropas hängt.

Der Kongreß der Radikalsozialen Partei Frankreichs in Nantes ist geschlossen. Man hat auf sein Ergebnis mit einiger Spannung gewartet, denn es hatte den Anschein, als sollte dort das Schicksal des Kabinetts Doumergue entschieden werden, seitdem der Ministerpräsident sich mit allem Nachdruck auf sein Verfassungsreformprogramm festgelegt hatte. Würden die Radikalsozialisten, die die stärkste Fraktion der Kammer bilden und die auch im Senat über ausschlaggebenden Einfluß verfügen, diese Staatsreform mitmachen oder dulden? Das war die Frage. Man hat überhaupt keine Entscheidung getroffen, sondern hat es den im Kabinett sitzenden Ministern der Partei, vor allem Herriot, überlassen, den Konflikt auszusprechen. Man will den Burgfrieden, die Existenzgrundlage der Regierung der Nationalen Union wahren, man erwartet aber von den radikalsozialen Ministern, daß sie den autoritären Kurs, den Doumergue steuern will, nach Möglichkeit abmildern. Das Entscheidende ist die Frage der Vollmachten für die Kammerauflösung. Doumergue will, daß der Ministerpräsident befugt sein soll, dem Staatspräsidenten allein die Auflösung zu empfehlen. Das ist die große Drohung, die die unentwegte Parlamentsdemokratie in Frankreich in der Staatsreform gegen sich ausgerichtet sieht. Also möchte man irgendwie um diese Ein-Mann-Politik herumkommen, sei es, daß das von Doumergue verlangte Verfahren nur in bestimmten, genau umschriebenen Fällen — etwa wenn der Konflikt zwischen Kabinett und Kammer dreimal aus demselben Anlaß ausgebrochen ist — angewandt werden soll, sei es, daß die Entscheidung des Staatspräsidenten über die Kammerauflösung durch eine Volksabstimmung ersetzt wird. Das sind ungefähr die Richtlinien, die durch die Aussprache in Nantes den radikalsozialen Ministern für ihre Verhandlungen im Kabinett gegeben worden sind. Praktisch darf Herr Doumergue nach dem Verlauf des Kongresses sein Spiel als gewonnen ansehen. Grundzüge sind eine schöne Sache. Aber praktische Politik, bei der man seine Mandate behalten kann, ist auch eine.

Die Seeschlacht bei Coronel

Wohl hatten wir schon manch herrliche Tat unserer wackeren „blauen Jungen“ vernommen, wie Weddighs Prachtleistung mit U 9, wie die famosen Leistungen unserer kleinen Kreuzer „Karlsruhe“, „Königsberg“ und besonders „Emden“, aber eine gewonnene Seeschlacht hatten wir doch noch nicht zu verzeichnen. Angeheuren Jubel löste daher der am 6. November erscheinende amtliche Bericht des Admiralsstabes aus, der folgendermaßen lautete: „Nach Meldung des amtlichen englischen Pressebüros ist am 1. November durch unser Kreuzergeschwader an der chilenischen Küste der englische Panzerkreuzer „Monmouth“ vernichtet, der Panzerkreuzer „Good Hope“ schwer beschädigt worden. Der kleine Kreuzer „Glasgow“ ist beschädigt entkommen. Auf deutscher Seite waren beteiligt: S. M. Großer Kreuzer „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ und S. M. Kleine Kreuzer „Leipzig“, „Rürnberg“ und „Dresden“. Unsere Schiffe haben anscheinend nicht gelitten.“

Der erste Sieg gegen das das Weltmeer beherrschende Albion war erlöhnt, Vizeadmiral Graf v. Spee, Chef des Kreuzergeschwaders war der Held, der diesen Erfolg für sich und seine draven Matrosen buchen konnte.

Bei Kriegsausbruch befand sich das Kreuzergeschwader, das aus „Scharnhorst“ (Kommandant Kapitän z. S. Schulz (Feltz)), „Gneisenau“ (Kommandant Kapitän z. S. Marler), „Rürnberg“ (Kommandant Kapitän z. S. Schönberg (Karl)), „Leipzig“ (Kommandant Fregattenkapitän Haun) und „Dresden“ (Kommandant Fregattenkapitän Lüdecke) bestand, in Ostafrika. Um nicht von der weit überlegenen japanischen Flotte in Tsingtau eingeschlossen zu werden, hatte Vizeadmiral Graf Spee diesen Stützpunkt verlassen und verlegte nun auf offenem Meer den Gegner, wo er ihn fand, zum Kampfe zu stellen und schließlich sich nach der Nordsee durchzuschlagen, um dort Anschluss an die Hauptstreitkräfte der deutschen Flotte zu gewinnen.

Das deutsche Geschwader befand sich im Stillen Ozean, und man hatte in Erfahrung gebracht, daß englische Seestreitkräfte sich an der südamerikanischen Westküste befanden. Graf Spee war entschlossen, diese zum Kampfe zu stellen. Am 1. November wurde Coronel, an der chilenischen Küste gelegen, als Standort der Engländer ermittelt und nun sofort dorthin abgedampft. Es herrschte schwere See, und häufige Regenböden machten vielfach auch die bescheidenste Fernsicht zunichte. „Scharnhorst“, „Gneisenau“ und „Leipzig“ fuhren vorn, „Rürnberg“ und „Dresden“ folgten, da sie durch Anhalten eines Dampfers und eines Seglers aufgehalten worden waren. Es war bereits 5 Uhr nachmittags, als englische H. L. Anrufe aufgefingene wurden, durch die „Good Hope“ und „Glasgow“, die das Herannahen des deutschen Geschwaders erkannt hatten, das stärkste in der Nähe befindliche englische Schiff, „Monmouth“, zu Hilfe riefen. Noch fast zwei Stunden vergingen, dann zuckten die ersten Blitze durch die stürmische Novembernacht. „Scharnhorst“ (Flaggschiff des Admirals Graf Spee), „Gneisenau“ und „Leipzig“ waren auf 9000 Meter an den Feind herangefommen und hatten sofort das Feuer eröffnet.

Nach etwa einstündigem Feuerkampf waren „Monmouth“ und „Good Hope“ von unseren Großen Kreuzern auf schwerste beschädigt und auch „Glasgow“ hatte empfindlich gelitten. Das englische Geschwader verlegte sich noch durch die Flucht zu retten. „Monmouth“ wurde vom Kleinen

Kreuzer „Rürnberg“ eingeholt, erhielt noch einen schweren Treffer und sank nun in kürzester Zeit. Trotz des hohen Seegangs versuchte „Rürnberg“ die Boote auszuheulen, um der Befehls des feindlichen Panzerkreuzers Hilfe zu bringen. Vergebens, die tosende See forderte ihr Opfer, „Monmouth“ nahm seine gesamte Besatzung mit ins Wellengrab. „Good Hope“, die einen schweren Treffer in die Munitionskammer erhalten hatte, wodurch eine furchtbare Explosion hervorgerufen worden und eine schaurige Feuerwolke zum Himmel emporgestiegen war, war ebenfalls gesunken. Die Engländer behaupteten kurz nach der Schlacht, „Glasgow“ habe sich in einen chilenischen Hafen gerettet und sei dort interniert worden. Das entspricht nicht den Tatsachen, auch „Glasgow“ ist seinen in der Schlacht empfangenen Wunden erlegen. Somit ist also das gesamte englische Geschwader bei Coronel vernichtet worden.

Unser Kreuzergeschwader hatte eine herrliche Tat vollbracht, und was besonders erfreulich war, war der Umstand, daß es keine Verluste dabei erlitten hatte. Als sich das Geschwader nach der Flucht der Engländer wieder sammelte, wurde festgestellt, daß Mannschaftsverluste überhaupt nicht vorhanden waren. An Materialschaden hatte „Gneisenau“ einen einzigen Treffer aufzuweisen.

Rittmeister a. D. E. Fiebig.

Die Kreuzerfahrten der „Emden“

Aus dem Tagbuch eines Mittkämpfers

Am 9. November fährt sich zum 20. Male der Tag, an dem der Kreuzer „Emden“, dessen Name mit der Tradition der alten deutschen Flotte besonders eng verknüpft ist, nach seinen beispiellos erfolgreichen Kapferfahrten, die ihn zum Schrecken des Weltmeeres machten, vor den Kolosinseln kampfunfähig gemacht wurde und auf Grund gesetzt werden mußte. Das auf der Insel aufgesetzte Landungsflottille unter Kapitänleutnant von Mücke entkam in abenteuerlicher Fahrt auf dem Segelschoner „Ayeha“, während der überlebende Teil der Besatzung mit dem Kommandanten des Kreuzers, Kapitän von Müller, in Gefangenschaft geriet. Am 28. Oktober werden in der Vaterstadt des Kreuzers, in Emden, die heute noch lebenden Angehörigen der Besatzung zusammenkommen, um ihrer gefallenen Kameraden zu gedenken. Aus diesem Anlaß lassen wir eine Artikelserie erscheinen, in der ein alter Emdenkämpfer, der frühere Obermaschinenmaat Jaguttis-Emden, von den Heldentaten des Kreuzers erzählt.

Aus dem Bordtagebuch eines Mittkämpfers
Von Obermaschinenmaat Jaguttis-Emden.

1. Mobilmachung

Als die Schiffe in Serajewo das Signal zum Ausbruch des Weltkrieges gaben, lag der Kreuzer „Emden“, der zum Verbände des deutsch-ostasiatischen Kreuzergeschwaders gehörte, vor Tsingtau. Kurz vorher waren neue Ersatzmannschaften aus Deutschland gekommen, jedoch an Bord alles vollatm befechtigt war. Als die Schreckensnachricht Tsingtau erreichte, glaubte zunächst noch niemand an einen bevorstehenden Krieg. Erst als der österreichische Kreuzer „Kaiserin Elisabeth“ unangemeldet in Tsingtau einlief, und kurz darauf die deutschen Kanonenboote, die noch nicht fällig waren, folgten, merkte man, daß etwas vorging.

Die „Emden“ stand im regen Verkehr mit der Heimat. Bald reichte ein Mann nicht mehr aus, um die Telegramme von der Post zu holen, sodas dort eine regelrechte Wache eingerichtet werden mußte. Der Kommandant, Fregattenkapitän von Müller, der erst ein Jahr vorher die Führung des Schiffes übernommen hatte, war Tag und Nacht beschäftigt.

Am 24. Juli 1914 meldete die Tsingtauer Zeitung den Ausbruch des Krieges zwischen Oesterreich und Serbien. Am 31. Juli kam von Berlin der Befehl „Drohende Kriegsgesahr“. Jetzt wurde fieberhaft an der Ausrüstung des Schiffes gearbeitet. Die Stimmung an Bord war ziemlich nüchtern, denn es wußte ja noch niemand, welche Rolle die „Emden“ im Kriege spielen sollte. Viele beneideten die Tsingtauer Garnison, die ihre Kriegsaufgabe genau kannte. Ein Gefühl aber herrschte allgemein an Bord: Blindes Vertrauen zum Kommandanten.

Nachdem die umfangreiche Mobilmachungsarbeit geleistet war, beschloß der Kommandant, den Kriegsausbruch auf hoher See abzuwarten und befahl am Freitag „Dampf auf“. Noch am selben Abend verließen wir Tsingtau. Unterwegs gabs viel zu tun. Die Munition mußte fertig gemacht werden, die Kohlenvorräte mußten vom Deck verschwinden, alle Mann waren daher voll beschäftigt.

Sonntag Mittag traten wir, schwarz wie wir vom Kohlen-schuppen waren, auf den hinteren Aufbaudeck zum Gottesdienst an. Wie immer hielt der Kommandant die Andacht ab, aber wir alle ahnten, daß noch mehr kommen würde. Und richtig! Der Kommandant gab bekannt, daß Deutschland mobil gemacht habe. Er sagte nicht viel dazu, und er brauchte auch nicht viel zu sagen. Die kurze Feier schloß mit drei Hurras auf den obersten Kriegsherrn. Nun galt es, der Welt zu zeigen, was die „Emden“ leisten konnte.

In der Nacht kam die funktentelegraphische Meldung der Kriegserklärungen Rußlands und Frankreichs. Früh beim Wachwechsel wurde das im Schiff ausgepuffen. Jetzt hieß es, scharf nach dem Feinde spähen. Unsere Gegner hatten gleichfalls Schiffe in Ostafrika, und sie konnten in der Nähe sein. Der folgende Tag und die Nacht verliefen jedoch ruhig.

2. Die erste Preie

Am nächsten Morgen wurden wir durch das scharfe Wort „Mar Schiff zum Gefecht!“ geweckt. Wie ich aus der Hängematte kam, weiß ich nicht. Jedenfalls ging es sehr schnell. Während des Anziehens gelang es mir aber noch, einen Blick zum Seitenfenster hinaus zu werfen. Ich sah „voraus“ große Rauchwolken, konnte auch noch mehrere Schornsteine unterscheiden. Das fing ja gut an, gleich am ersten Tage ein Feind. Nun, siegen oder untergehen! In dieser Gewißheit laufe ich nach meiner Gefechtsstation. Einige Handgriffe, die Gefechtschaltung war getroffen, und die Station konnte „Mar“ gemacht werden.

Das Schiff begann zu zittern, ein Zeichen, daß die Maschinen „große Fahrt“ liefen. Jetzt konnte es nicht mehr lange dauern, bis wir am Feind waren. Raun waren einige Minuten verstrichen, als auch schon der erste Kanonenschuß erdröhnte, dem bald weitere folgten. Ob es Einzelschüsse oder ganze Salven waren, konnte ich nicht unterscheiden. Soviel aber war gewiß: Das Schiff befand sich im Gefecht.

Da in Shanghai meistens ein russischer Kreuzer lag, der bei Kriegsbeginn wahrscheinlich den Hafen verlassen hatte, und dem wir den Weg nach Wladiwostok verlegen wollten, so dachte ich, er sei es, mit dem wir ins Gefecht gekommen waren. Bald erfuhrn wir aber, daß wir nur einen Dampfer der russischen freiwilligen Flotte gelapert hatten.

Als ich an Deck kam, sah ich einen stattlichen Dampfer mit zwei Schornsteinen vor uns liegen. Das Brückenkommando fuhr gerade ab. Die See war bewegt, und es erforderte allerhand seemannisches Geschick, den Ruder längs des feindlichen Dampfers zu bringen. Dort wurden dann die wichtigsten Posten von unseren Leuten besetzt und die Befehls zur Abgabe aller Waffen aufgegeben. Die Toppschlaggen mußten niedergebott werden, dafür ging am Flaggenstock die deutsche Kriegsfahne hoch zum Zeichen, daß der Hilfskreuzer unser Eigentum geworden war. Als unsere Farben von dem Schiff wehten, da waren wir erst recht stolz auf unseren ersten Erfolg. Wenn wir jetzt zu Grunde gingen, dann geschah es wenigstens nicht ganz ohne Ruhm.

Der Dampfer folgte mit großer Fahrt der „Emden“ nach. Die Beute mußte rasch in Sicherheit gebracht werden. Das Schiff hieß „Njāsan“. Vor acht Jahren war es auf der Schichau-Werft erbaut worden. Seine Wasserverdrängung betrug 8000 Tonnen. Es befand sich mit einer unbedeutenden Ladung auf der Fahrt von Japan nach Wladiwostok.

Am 4. August 1914 meldete der Ausguckposten: „Voraus vier gleichmäßig aufsteigende Rauchwolken!“ Man konnte vermuten, daß es die beiden französischen Panzerkreuzer waren, die von Japan nach Saigon fuhren. Auf der Jagd nach uns konnten sie nicht sein, denn der drahtlose Hilferuf des „Njāsan“ konnte von ihnen nicht aufgefangen worden sein, da wir ihn durch verstärktes Zwischenfunkn unverständlich gemacht hatten. Ein Zusammentreffen mit so überlegenen Gegnern mußte die „Emden“ bei Tage nach Möglichkeit vermeiden, und daher wurde der Kurs geändert, allerdings so, daß wir die beiden Panzerkreuzer nachts wider treffen mußten, wenn sie in der alten Richtung weiterfuhren. Diese Hoffnung erfüllte sich allerdings nicht. Die beiden Kreuzer hatten uns offenbar bemerkt, und für einen stärkeren Gegner gehalten.

Am Mittwoch gab der erste Offizier der Besatzung bekannt, daß auch England Deutschland den Krieg erklärt hatte. Er endete mit den Worten: „Jetzt brauchen wir nicht mehr lange zu suchen. Alles, was sich zeigt, sind unsere Gegner.“

„Feinde ringsum!“ Donnerstag früh sollten wir in Tsingtau einlaufen. Tsingtau befand sich in vollem Kriegszustand und lag wie ausgestorben da. Alles war dunkel, und erst auf unseren Anruf brannten einige Laternen auf, um die Fahrtrinne anzuzeigen. Viele Chinesen verließen die Stadt. Zahlreiche deutsche Freiwillige stellten sich dafür ein. Die kleinen Kanonenboote wurden zum Teil außer Dienst gestellt und das Personal der Garnison zugeteilt oder zur Auffüllung der im Dienst befindlichen Schiffe benutzt. Die „Emden“ bekam einen Teil von „SMS. Albatros“, vorwiegend aus den Reihen des Maschinenpersonals.

An Bord wurde fleißig gearbeitet; denn wir wußten, daß wir nicht sobald wieder Gelegenheit haben würden, alles in Ordnung zu bringen. Neben der Arbeit auf den Schiffen des Geschwaders galt es auch noch, zwei Hilfskreuzer und weitere Kohlendampfer auszurüsten. Der eine Hilfskreuzer war der Lloyd-Dampfer „Prinz Eitel Friedrich“, der Ausrüstung und Personal von Jaguar und Tiger bekam, der andere unsere Brise, der Hilfskreuzer „Njāsan“, der die Befehls von „Cormoran“ erhielt und auch gleich auf diesen Namen umgetauft wurde. Nachmittags um fünf Uhr waren wir marschbereit, und während die Bordkapelle die „Wacht am Rhein“ erklingen ließ, setzte sich das Schiff in Bewegung unter der Führung eines Minenlegers, der uns durch die Minensperre geleitete. Auf der Rückrede schlossen sich uns der Kohlendampfer „Markomannia“ und der Hilfskreuzer „Prinz Eitel Friedrich“ an.

Nach einigen Tagen hatten wir den weiten Ozean erreicht. Wir lagen in tiefem Schlaf in den Hängematten, als kurz vor Mitternacht ein greller Ruf das Schiff durchschellte. Alarm. Im Ru waren wir auf den Gefechtsstationen. Bange Minuten vergingen. Schließlich begab ich mich an Deck, um von der Geschützbedienung etwas Näheres zu erfahren. Gerade, als ich an Deck kam, blickte einer unserer Scheinwerfer auf, und in dem Lichtstrahl sah ich ganz dicht vor uns ein Segelschiff. Es war eine große, chinesische Dschunke mit braunen Segeln. Im grellen Scheinwerferlicht sah das Schiff blutrot aus. Hinten am hohen Heck stand ein junger Mann, der das Steuer hielt. Der Obermaschinenist, der mit mir an Bord gekommen war, stand freudebelehrt neben mir. Er sagte nur: der „Fliegende Holländer“. Im Ru erlösch das Scheinwerferlicht, wir drehten ab und jagten in dunkler Nacht davon. Von diesem Erlebnis wurde nicht gesprochen, aber noch mancher mag später in gefahrvollen Augenblicken an diese Begegnung mit dem jagenhaften Schiff gedacht haben.

Fortsetzung folgt.